

ließ. Bemerkenswert war in Köln darüber hinaus die breite städtische Kunstförderung (Renate Prieur), welche – seit den Kölner Werkschulen 1946 – der Kooperation unterschiedlicher Künstlergruppen sehr zugute kam. Trotz der Arbeit Heinrich Bölls war die Situation der Literatur (Rainer Steinberg) wenig günstig. Insgesamt können sich die mit diesem Band vorgelegte Materialsammlung und die darin versuchte erste interpretatorische Durchdringung sehen lassen; in manchem sind sie aber auch erst ein Versprechen auf die Zukunft.

*Jost Dülffer, Köln*

Edgar Lersch/Heinz H. Poker/Paul Sauer (Hrsg.), Stuttgart in den ersten Nachkriegsjahren, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1995, 583 S., geb., 54 DM.

Dieses opulent ausgestattete Gemeinschaftswerk reiht sich ein in jenen breiten Strom von Sammelbänden zur regionalen und lokalen Vorgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, der zum 50jährigen Jahrestag des Kriegsendes nochmals angeschwollen ist. Erklärtes Ziel der Herausgeber war es, »die Zeit vom Kriegsende 1945 bis zur Währungsreform 1948 möglichst umfassend darzustellen« (S. 14). Das ist weitgehend gelungen. In 17 Beiträgen werden nahezu alle wichtigen Aspekte des öffentlichen Lebens und des gesellschaftlichen Alltags in der schwer zerstörten Hauptstadt Württemberg-Badens behandelt. Dabei steht die Schilderung der wichtigsten Geschehnisse und der alltäglichen Lebensumstände im Vordergrund. Die (vergleichende) Diskussion übergreifender Aspekte – etwa der Kontinuitätsfrage – tritt demgegenüber stark zurück. Mit Blick auf den weitgespannten Adressatenkreis ist das nachzuvollziehen. Allerdings wäre eine problemorientierte Einleitung oder Zusammenfassung der überlokalen Bedeutung des facettenreichen Bandes zugute gekommen.

Eingangs skizziert Michael Bayer die doppelte Besatzungszeit Stuttgarts. Bekanntlich hatten französische Einheiten die Stadt am 22. April 1945 eingenommen und erst unter massivem Druck Washingtons am 8. Juli wieder geräumt. Seit gut einem Jahrzehnt ist die »Franzosenzeit« von der Forschung in ein milderes Licht getaucht worden. Bayer folgt diesem Trend nicht. Die Beschwerden der amerikanischen Besatzungsherrschaft von 1945 bis 1952 werden ebenfalls deutlich herausgearbeitet. Gleichwohl zieht Bayer ein verhalten positives Fazit. Immerhin sei die amerikanische Politik konsequent darauf abgestellt gewesen, »die Deutschen möglichst bald wieder eigenverantwortlich tätig sein zu lassen, demokratische Kommunalstrukturen aufzubauen und der neuen Stadtverwaltung durch aktive Unterstützung in der ersten schweren Zeit den Rücken freizuhalten« (S. 47). Für grundlegende politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Umwälzungen freilich ließ der unausgesprochene Wiederaufbaukonsens von »Besatzern« und Besetzten kaum Spielräume offen. Dieses nüchterne Fazit wird in den Beiträgen von Paul Sauer über »Die Bildung und Konsolidierung des Besatzungslandes Württemberg-Baden«, von Michael Fichter über »Kommunalverwaltung und Demokratisierung des öffentlichen Lebens«, von Kuno Dollinger über »Den Wiederaufbau der städtischen Verwaltung« und von Bernd Neidiger über »Entnazifizierung und Bevölkerungstimmung aus der Sicht der Stuttgarter Stadtverwaltung« vielfach faktenreich bestätigt.

Von vorwärtsdrängender demokratischer Dynamik war kaum etwas zu spüren in der sich anfangs nur schleppend formierenden Parteiszene Württembergs und Stuttgarts; die Schuld dafür lag nicht in erster Linie bei der amerikanischen Besatzungsmacht. Die größtenteils aus dem politisch-administrativen Personal der Weimarer Republik rekrutierten Kommunal- und Landespolitiker »der ersten Stunde« fürchteten nicht nur das Wiederaufleben der zerklüfteten Parteien- und Verbändelandschaft von Weimar; sie

glaubten, die Aufgaben der ersten Nachkriegszeit offensichtlich auch gut oder sogar besser ohne demokratische Legitimation durch die Wahlbürger auf administrativem Wege in direktem Kontakt mit den Besatzungsbehörden bewältigen zu können. Entsprechender Druck aus der Bevölkerung blieb weitgehend aus – zu verbreitet war nach den Erfahrungen der späten Weimarer Republik und des »Dritten Reiches« der Anti-Parteien-Affekt, zu drückend waren die existentiellen Probleme des Friedensalltags.

Während Besatzungsbehörden, deutsche Verwaltungen und Parteien wie die Kirchen vornehmlich auf Beruhigung, Konsolidierung und Krisenbewältigung eingestimmt waren, brachten – neben den Displaced Persons – zwei gesellschaftliche Großgruppen über Jahre hinweg eine gewisse Unruhe in die Szenerie: die Arbeiterschaft und die Flüchtlinge/Vertriebenen. Beide hatten am stärksten unter der Versorgungskrise und dem Wohnungsmangel zu leiden. Auf dem Höhepunkt der Nachkriegskrise – 1947/48 – artikulierte sich hier noch am ehesten Unzufriedenheit, ohne indessen flächenhafte Protestaktionen und politische Mobilisierung auszulösen. In Stuttgart gab es nur punktuell Versuche von Teilen der ebenso ausgelaugten wie aufgebrauchten Arbeiterschaft, durch (betriebliche) Ernährungsstreiks und Hungerdemonstrationen eine Besserung ihrer materiellen Lage zu erzwingen, bis der zu Beginn der 1950er Jahre einsetzende Wirtschaftsaufschwung das latente Protestpotential unter Arbeitern, Flüchtlingen und Vertriebenen rasch schwinden ließ. Die traditionell enge Verbindung der schwäbischen Arbeiterschaft mit ihren ländlichen Herkunftsräumen trug dazu ein Gutteil bei.

Aus der Fülle der übrigen Aufsätze ragen zwei längere Abhandlungen heraus. In seinem Beitrag über »Wiederaufbauplanung und Wiederaufbau« in Stuttgart führt Heinz H. Poker dem Leser nicht nur die zentrale Bedeutung der – zunächst schier unlösbaren – Wohnungsfrage für die Gemütslage der ausgemergelten Bevölkerung nachdrücklich vor Augen. Er läßt auch deutlich jene konzeptionellen und personellen Kontinuitätslinien hervortreten, welche über den »Zusammenbruch« des NS-Regimes im Frühjahr 1945 hinwegreichten. Gestützt auf die regelmäßigen Lage- und Stimmungsberichte der Stuttgarter Polizeireviere zeichnet Manfred J. Enssle in seinem quellengesättigten Beitrag über den »Versorgungsalltag Stuttgarts 1945–1949« ein überaus tristes Bild von der Lage der Stadtbevölkerung während des ersten Nachkriegsjahrfünfts. Der Tiefpunkt der Zusammenbruchskrise wurde erst Anfang 1948 erreicht, und die »Kontinuität des Mangels« (S. 390) prägte weit über die Währungsreform hinaus die alltäglichen Lebensumstände und die Stimmung der Einwohnerschaft. Ob dieser Befund tatsächlich geeignet ist, die These vom frühzeitigen Einsetzen des wirtschaftlichen Rekonstruktionsprozesses 1947/48 in Frage zu stellen (S. 370, S. 387 f.), mag hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls führt Enssle anschaulich vor Augen, warum die Nachkriegsmisere das Bewußtsein der Wiederaufbaugeneration bis in die 1960er Jahre hinein so nachhaltig geprägt hat (S. 394). Auch die übrigen, durchweg solide gearbeiteten und gut lesbaren Beiträge bieten eine interessante, aufschlußreiche Lektüre. So stellt der Stuttgarter Band insgesamt eine Bereicherung der einschlägigen Literatur dar.

*Michael Ruck, Mannheim*

Martina Skorvan, Das Hilfswerk der Evangelischen Kirche und seine Flüchtlingsarbeit in Hessen 1945–1955, Historische Kommission für Nassau, Wiesbaden 1995, 283 S., geb., 48 DM.

Diese bei Helmut Berding in Gießen geschriebene Dissertation ist im Rahmen eines vom damaligen Hessischen Sozialministerium in den Jahren 1990 bis 1993 geförderten Forschungsvorhabens »Aufnahme von Flüchtlingen und Vertriebenen in Hessen nach 1945« entstanden. Die Autorin arbeitet in der Entstehungsgeschichte des Hilfswerks zwei